

Geschichte und Gesellschaft

ZEITSCHRIFT FÜR
HISTORISCHE SOZIALWISSENSCHAFT

46. Jahrgang / Heft 3 Juli – September 2020 H 20754

Corona
Historisch-sozialwissenschaftliche
Perspektiven

Redaktionsanschrift

Geschichte und Gesellschaft, Prof. Dr. Paul Nolte, Freie Universität Berlin, FB Geschichts- und Kulturwissenschaften, Friedrich-Meinecke-Institut, Koserstr. 20, 14195 Berlin
E-Mail: paul.nolte@fu-berlin.de (verantw. i. S. des niedersächs. Pressegesetzes)
Wissenschaftliche Assistenz: Marius Huber, M.A. und Norma Ladewig, M.A.
Redaktionsassistent: Julia Preis, M.A.
E-Mail-Adresse der Redaktion: gg-redaktion@fu-berlin.de

Besuchen Sie für Ankündigungen und weitere Information die Internetseite:
<http://www.fu-berlin.de/geschichteundgesellschaft>

Alle Anfragen und Manuskriptangebote bitte an die Adresse der Redaktion.
Die Rücksendung oder Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht gewährleistet werden.

Es besteht die Möglichkeit, dass Aufsätze als Open-Access-Publikationen erscheinen. Hierfür ist eine Open-Access-Gebühr zu entrichten. Open-Access-Publikationen sind mit diesem Symbol gekennzeichnet: 

Geschichte und Gesellschaft (Zitierweise GG) erscheint viermal jährlich. Die Bezugsdauer verlängert sich, wenn das Abonnement nicht bis zum 01.10. gekündigt wird. Die Kündigung ist schriftlich zu richten an: HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice mbH, Leserservice, Holzwassenstr. 2, 72127 Kusterdingen, E-Mail: v-r-journals@hgv-online.de. Preise und weitere Informationen unter www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com. Preise für persönliche Mitglieder des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands können bei der HGV erfragt werden.

Verlag: Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstr. 13, 37073 Göttingen.
Anzeigenverkauf: Anja Küttemeyer
ONLINE unter www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

© 2020 Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen
Printed in Germany

Satz: 3w+p GmbH, Ketteler Straße 5–11, 97222 Rimpf.

Druck- und Bindearbeit:  Hubert & Co. GmbH & Co. KG BuchPartner,
Robert-Bosch-Breite 6, 37079 Göttingen.

ISSN (Printausgabe): 0340-613X, ISSN (online): 2196-9000

ISBN: 978-3-525-35219-9



Geschichte und Gesellschaft

Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft

Herausgegeben von

Jens Beckert / Christoph Conrad / Sebastian Conrad / Ulrike Freitag
Ute Frevert / Svenja Goltermann / Dagmar Herzog / Simone Lässig
Philip Manow / Maren Möhring / Paul Nolte / Kiran Klaus Patel
Margrit Pernau / Sven Reichardt / Stefan Rinke / Laura Rischbieter
Monique Scheer / Rudolf Schlögl / Martin Schulze Wessel

Geschäftsführend

Ute Frevert / Paul Nolte / Sven Reichardt

Vandenhoeck & Ruprecht

Geschichte und Gesellschaft

46. Jahrgang 2020 / Heft 3

Corona. Historisch-sozialwissenschaftliche Perspektiven

Herausgegeben von

Paul Nolte, Ute Frevert und Sven Reichardt

Vandenhoeck & Ruprecht

Inhalt

Vorbemerkung Preface	377
<i>I. Nähe und Distanz</i>	
Ute Frevert	
Nähe und Distanz Closeness and Distance	379
Rudolf Schlögl	
Corona in Interaktion. Zum Verhältnis von Anwesenheit und Körpern in moderner Gesellschaft Corona in Interactive Communication. The Relationship of Presence and Bodies in Modern Societies	391
<i>II. Regime des Sozialen</i>	
Heike Drotbohm und Sven Reichardt	
Die Grenzen der Solidarität. Regierungstechniken in Zeiten von Corona The Limits of Solidarity. Technologies of Government in Times of Corona	404
Paul Nolte	
Corona-Dispositive. Regularisierungen der Moderne in zeithistorischer Perspektive Corona Dispositives. Regulations of Modernity in Historical Perspective	416
Christoph Conrad	
Ein Virus testet den Wohlfahrtsstaat A Virus Tests the Welfare State	429
Nina Mackert und Maren Möhring	
Prävention, <i>ability</i> und Verantwortung in Zeiten von Corona Prevention, Ability, and Responsibility in Times of Corona	443
Dagmar Herzog	
Follow the Money. Zur Lage der Behindertenrechte in den USA Follow the Money. On the Situation of Disability Rights in the United States	456

III. Globale Perspektiven**Jens Beckert**

All Viruses are Created Equal. Corona-Epidemie und soziale Ungleichheit in den USA

All Viruses are Created Equal. The Coronavirus Pandemic and Social Inequality in the United States 468

Stefan Rinke

Sozialer Protest in Pandemiezeiten in Lateinamerika. Von der „Spanischen Grippe“ zu Corona

Social Protest in Times of Pandemics in Latin America. From the “Spanish Flu” to Corona 481

Noël van den Heuvel und Ulrike Freitag

Religion und Pandemie. Staat, Religion und Gesellschaft in Saudi-Arabien und Iran in der Coronakrise

Religion and Pandemic. State, Religion, and Society in Saudi Arabia and Iran during the Coronavirus Crisis 494

Jürgen Osterhammel

China als Zentrum und Peripherie der Pandemiegeschichte

China’s Shifting Centrality in the History of Pandemics 507

IV. Europa**Kiran Klaus Patel**

COVID-19 und die Europäische Union. Zur Geschichte eines Erwartungshorizonts

COVID-19 and the EU. On the History of a Horizon of Expectations ... 522

Philip Manow 

COVID-19, Europa und der Populismus

COVID-19, European Integration and Populism 536

Martin Schulze Wessel

Verfassungsbruch und Vertrauenskrise. Ostmitteleuropa in der ersten Welle der COVID-19-Krise

Constitutional Breach and Crisis of Confidence. East Central Europe in the First Wave of the COVID-19 Pandemic 550

V. Eine kritische Selbstreflexion**Margrit Pernau**

Aus der Geschichte lernen? Die Rolle der Historiker:innen in der Krise

Learning from History? The Role of Historians in Times of Crisis 563

Vorbemerkung

Ein halbes Jahr nach dem ersten Höhepunkt der Coronakrise, den die Lockdowns in Deutschland und weiten Teilen Westeuropas Mitte März 2020 markierten, und inmitten der „zweiten Welle“ ist unbestreitbar: Die Pandemie ist ein „Fall für die Geschichtsbücher“, ein historisches Ereignis ersten Ranges. Das gilt unabhängig davon, ob der Krisenverlauf den Charakter eines „V“ oder eines „L“ nimmt, ob also relativ schnell ein Weg zurück in die „Normalität“, in die gesellschaftlichen Ordnungsmuster vor der Krise gefunden wird oder ob von dem Ereignis auch langlebige transformative Wirkungen ausgehen. Für die Transformationshypothese spricht desto mehr, je länger die COVID-19-Pandemie und ihre diskursiv-politische Dominanz anhalten. Aber selbst wenn nach einer längeren, vermutlich mehrjährigen Dauer die Verfechter der *status quo ante*-Hypothese Recht behalten, haben sich im Krisenverlauf spezifische politische, soziale und diskursive Muster herausgebildet, die einer historischen und sozialwissenschaftlichen Einordnung bedürfen.

Zumal in Deutschland war die Geschichtswissenschaft schnell eine gesuchte Ansprechpartnerin in ersten Deutungsversuchen. Die Gründe dafür sind bekannt. Sie reichen von der allgemeinen kulturellen Disposition einer „Geschichtsfixierung“, die nun schon seit fast vier Jahrzehnten westliche Gesellschaften prägt, über die historisch geprägte öffentliche Deuter- und Intellektuellenrolle der „Zunft“, die auch in einer weniger ordinariellen, mehr egalisierten und pluralisierten Profession nicht geschwunden ist, bis zu den spezifischen Kompetenzen von Historiker:innen, insbesondere ihrer Fähigkeit, verschiedene thematische Aspekte bzw. unterschiedliche disziplinäre Teildiskurse zueinander zu relationieren und zugleich eine Metaperspektive auf sie einzunehmen: Während die Ökonomin etwas zu wirtschaftlichen Folgen sagt und der Soziologe zu Familienstrukturen und Geschlechterverhältnissen, hat die Historikerin dies und noch mehr im Blick. Sie ist darüber hinaus trainiert – gestärkt durch jahrzehntelange Erfahrung mit dem *cultural turn*, vielleicht aber auch durch die klassische kritische Hermeneutik des Historismus –, die Erkenntnisse anderer Disziplinen nicht für bare Münze zu nehmen, sondern ihrerseits als kritisch zu hinterfragende (und historisch einzuordnende) Diskursmuster zu analysieren. Anders gesagt: Gerade in der Coronakrise – dieser Begriff hat sich im deutschen Sprachraum einstweilen durchgesetzt, während es im Englischen häufiger Covid heißt – zeigen sich die Erkenntnischancen von Geschichte als interdisziplinärer historischer Sozial- und Kulturwissenschaft.

Deshalb hat sich *Geschichte und Gesellschaft* entschlossen, ein besonderes Themenheft zu veröffentlichen, das einer ersten Vermessung gesellschaftlicher Konstellationen der Covid-Pandemie in historischer Perspektive gewidmet ist. Mit wenigen Ausnahmen (in der Ko-Autorschaft einiger Beiträge) gehören die Autorinnen und Autoren dem Herausgeberkreis dieser Zeitschrift an. Nicht

lange Abhandlungen waren erbeten, was angesichts der Situation und innerhalb kurzer Zeit gar nicht möglich gewesen wäre, sondern knappe und pointierte Beiträge, Probebohrungen auf unsicherem Terrain. Sie ziehen unterschiedliche Register des wissenschaftlichen Essays: nüchtern oder engagiert geschrieben, als Reportage oder als Theorieabhandlung, im *close-up* oder aus der Vogelperspektive. Im Vordergrund steht nicht der historische Vergleich, nicht die Referenzierung früherer Pandemien, Krankheitskrisen oder Katastrophen, sondern der Versuch einer Verzeitlichung der Gegenwartserfahrung. Sie zielen auf die gesellschaftsstrukturelle Dimension, auf den Prozesscharakter der Coronasituation. Das erfordert, wie es für *Geschichte und Gesellschaft* von Anfang an selbstverständlich war, die enge Zusammenarbeit mit den Sozialwissenschaften ebenso wie eine strukturgeschichtliche und analytische Denkweise. Historiker:innen können nicht die Zukunft vorhersagen, sind aber auch nicht bloß Experten für die Vergangenheit. Sie sind Experten für Zeitverläufe, etwa für die Mischungsverhältnisse von Stabilität und Veränderung, von Pfadabhängigkeit und Disruption.

Das thematische Spektrum ist weit, aber ein Anspruch auf Vollständigkeit wird nicht erhoben, und Schwerpunkte sind klar erkennbar: Es geht um die in der Pandemieabwehr erzeugten Veränderungen im sozialen Gefüge, im Verhältnis von Nähe und Distanz. Viele Autor:innen beschäftigen sich mit Wechselwirkungen von Gesellschaft und Herrschaft in der Coronakrise, mit hegemonialen Diskursen und sozialen Ungleichheiten. Die Perspektive ist europäisch und global; der Bogen spannt sich von China bis in die USA und nach Lateinamerika, und die europäischen Verhandlungen des Problems sowie die Effekte auf Europa bilden einen weiteren Schwerpunkt. Globalisierung und Nation, Kapitalismus und Wohlfahrtsstaat, Demokratie und Populismus, Herrschaftstechniken und Wissensformen: Das ergibt keine *histoire totale* der Gegenwart, aber vermittelt einen Eindruck davon, dass die Covid-Pandemie nicht nur Effekte auf der ganzen Welt zeitigt, sondern auch die gesamte soziale Welt in einem umfassenden Sinne betrifft. Zugleich verändert sie die Kategorien, in denen wir, in einer breiteren Öffentlichkeit ebenso wie im wissenschaftlichen Diskurs, diese Welt zu verstehen versuchen. Das Herausgeberteam wünscht sich, dass die fünfzehn Beiträge dieses Heftes am Beginn einer angeregten und kontroversen Debatte stehen mögen, die auch in späteren Heften von *Geschichte und Gesellschaft* weitergeführt werden soll.

Nähe und Distanz

von Ute Frevert

Closeness and Distance

Rules on maintaining physical distance introduced during the current pandemic have affected citizens' social behavior. What modern society considers the "correct" relationship between closeness and distance has been widely discussed since at least the turn of the last century. "Cool," distant society is contrasted with "warm" communities based on closer bonds. Processes that reverse social differentiation can currently be observed on several levels, and tribalisms are increasingly reasserting themselves. To counter these trends, the article borrows from older behavioral teachings to advocate a new, positive concept of "distanced closeness".

Drei Verhaltenslehren, heißt es immer wieder, seien in Corona-Zeiten zu beachten. Eine davon, das regelmäßige Händewaschen, entzieht sich den Augen der Mitmenschen, die zwei anderen – das Gebot physischer Abstandswahrung und die Pflicht, in öffentlichen Räumen Mund und Nase zu bedecken – tun es nicht. Gerade an ihnen entzündeten sich hitzige Debatten und Kontroversen, die grundlegende Fragen des gesellschaftlichen Zusammenlebens berühren.

Auf den ersten Blick geht es nur um wenige Zentimeter: Mindestens 150, besser 200 sollen Menschen zwischen sich legen. Wer im gleichen Haushalt lebt, darf sich aber durchaus näherkommen. Damit ist die moderne Kleinfamilie gemeint, bestehend aus Mutter, Vater, Kind(ern), einschließlich diverser Patchwork-Formen und gleichgeschlechtlicher Elternpaare. Waren die Kinder bereits erwachsen und andernorts gemeldet, hatten sie Müttern und Vätern, zumindest zu Beginn der Krise, fernzubleiben. Großeltern jeglichen Alters mutierten damals zur Risikogruppe und sollten zum eigenen Besten vor physischen Kontakten geschützt werden. Manche Kinder nutzten das, um alte Rechnungen zu begleichen, andere telefonierten häufiger.

Inzwischen greift das Abstandsgebot vor allem außerhalb der engeren und weiteren Familie. Es scheidet die Nahstehenden von den Fernstehenden, trennt die private Familie von der öffentlichen Gesellschaft. Es betrifft Freunde, Nachbarn, Arbeitskollegen, Mitreisende in Bus und Bahn, Spaziergänger, Jogger, Menschen beim Einkaufen oder beim Arztbesuch. Körperkontakt beim Sport ist zu vermeiden, das unter Männern beliebte Abklatschen gehört ebenso der Vergangenheit an wie die von Frauen bevorzugten Wangenküssen. Dienstliche Besprechungen, aber auch Zusammenkünfte im Freundeskreis sind so zu gestalten, dass der empfohlene Mindestabstand eingehalten wird. Die Pflicht, in der Öffentlichkeit eine Maske zu tragen, unterstreicht und verstärkt die beunruhigende Botschaft, dass jeder zugleich Träger und

Empfänger des gefährlichen Virus sein könnte und eben deshalb auf sich und andere achtgeben sollte.

Die Reaktionen auf diese breit kommunizierten Empfehlungen und Vorschriften sind vielfältig. Viele Bürgerinnen und Bürger befolgen sie, weil sie ihnen einleuchten und weil sie ihren Teil dazu beitragen wollen, die Gefährdung ihrer Mitmenschen zu verringern. Andere setzen sich darüber hinweg, manche aus Vergesslichkeit und andere aus Gleichgültigkeit. Aber es gibt auch die, die in den Maßnahmen einen Angriff auf ihre Menschen- und Bürgerrechte erkennen und sich wortgewaltig dagegen wehren. Dabei bleibt es nicht beim Austausch von Meinungen und Argumenten. Es kommt zu mehr oder minder diskreten Zusammenstößen. Personen, die auf Abstand achten und eine Maske tragen, werden als obrigkeitshörig beschimpft. Umgekehrt hagelt es Anzeigen besorgter Bürger gegen diejenigen, die die Regeln missachten. Das soziale Klima wird zusehends kälter. Nicht nur in Deutschland beobachtet man einen neuen Volkssport: das öffentliche Beschämen derjenigen, die sich nicht an die offiziellen Vorgaben halten.

Soweit der Befund im Sommer 2020. Dahinter liegen, so die These, Spannungen und Konflikte grundsätzlicher Art. Sie lassen sich in die Vergangenheit zurückverfolgen und entpuppen sich dann als längst nicht so neu, überraschend und erstaunlich, wie es einer auf das Hier und Jetzt konzentrierten Beobachterin scheinen mag.

I. Wärme und Kälte

Nähe steht gemeinhin für Wärme, Ferne für Kälte. Wärme gehe verloren, so die Annahme, wenn Menschen in Distanz zueinander verharren müssten. Die Welt scheint kälter ohne Körperkontakt, ohne den klassischen Händedruck, ohne die seit den 1970er Jahren so beliebten Umarmungen und Küsse. Denn Reibungen, das weiß man aus dem Physikunterricht, erzeugen Wärme und Wärme übersetzt sich in Energie. Tiere ebenso wie Menschen suchen die Nähe, um sich vor Kälte und Gefahr zu schützen.

Kälte und Wärme sind aber nicht nur Zustände, die man mit einem Thermometer messen kann. Sie sind auch Metaphern, Sinnbilder für Zustände, die nichts mit Celsius-Graden zu tun haben. Manche Anthropologen und Kulturwissenschaftler unterscheiden zwischen heißen und kalten Gesellschaften; als heiß gelten ihnen Kulturen, die innovativ, kreativ und fortschrittsorientiert sind, während kalte Kulturen an dem festhalten wollen, was sie kennen und haben. Zugleich leisten sich kalte Systeme heiße Institutionen und umgekehrt, um das jeweilige Ziel – Bewahrung oder Veränderung – zu erreichen.¹

1 Nach Claude Lévi-Strauss nähern sich „kalte“ Gesellschaften „dem Nullpunkt der historischen Temperatur“, indem sie sich gegen jede Veränderung wehren, während

In der Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts taucht die Kälte-Metapher in einer anderen Bedeutung auf. Sie markiert den distanzierten und distanzierenden Blick, mit dem jemand auf einen Menschen oder Sachverhalt schaut. Helmut Lethen hat diesen Blick in einer einflussreichen Untersuchung über „Verhaltenslehren der Kälte“ bei Männern gefunden, die sich in der Zwischenkriegszeit von der moralischen „Gewissenskultur“ verabschiedeten und „Sachlichkeit“ als verhaltenssteuerndes Dispositiv (wieder-)entdeckten.²

Einer von ihnen war der 1892 geborene Philosoph Helmuth Plessner. Er legte 1924 eine Studie unter dem Titel „Grenzen der Gemeinschaft“ vor, die sich ausdrücklich nicht nur an die „philosophische Fachwelt“ richtete, sondern an alle, die sich „vom Leben her“ für das Thema interessierten. Das Leben bündelte sich für den 32-jährigen Autor vor allem in den „vorwärtsdrängenden Kräften der Jugend“. Letztere bringe dem Gemeinschaftsgedanken große Sympathien entgegen und lasse ihn „über die gesellschaftliche Lebensordnung triumphieren“. Damit folge sie ebenso sentimental wie radikalen Hoffnungen auf ein Ende der Gewalt, der Feindschaft und des Krieges und suche in warmer brüderlicher Gemeinschaft das Heil auf Erden.³

Das fand Plessner unreif und gefährlich. Stattdessen plädierte er für das kühl kalkulierende Prinzip der Gesellschaft als einer „künstlichen“ Sozialform, die der Soziologe Ferdinand Tönnies bereits 1887 der warmen, gefühlsintensiven, organischen Gemeinschaft gegenübergestellt hatte.⁴ Plessner pries das „Recht auf Distanz“ und das „Gesetz des Abstands“ als Mittel, die „Würde des einzelnen Menschen“ zu schützen – eine Würde, die seiner Meinung nach in der undifferenzierten Brüderlichkeit der Gemeinschaft unterzugehen drohte. Wer Gemeinschaft wolle, übergebe sich ihr „mit Haut und Haaren, existentiell, nicht nur auf Treu und Glauben“. Er oder sie sei bereit, sich für die Gemeinschaft zu opfern, und pflege innigste emotionale Bande mit allen anderen, ihm bluts- oder seelenverwandten Mitgliedern. „Echtheit und

„warme“ Gesellschaften „immer neue Differenzierungen zwischen Kasten und Klassen“ ausprobieren, „um aus ihnen Zukunft und Energie zu beziehen“. Vgl. dazu Claude Lévi-Strauss, *Das Feld der Anthropologie*, in: ders., *Strukturelle Anthropologie II*, Frankfurt 1975, S. 11–44, hier S. 40. Siehe auch Mario Erdheim, „Heiße“ Gesellschaften und „kaltes“ Militär [1982], in: ders., *Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur*. Aufsätze 1980–1987, Frankfurt 1988, S. 331–344; Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, S. 66–86.

2 Helmut Lethen, *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt 1994.

3 Helmuth Plessner, *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*, Bonn 1972², dieses und die folgenden Zitate S. 9, S. 26, S. 29, S. 41 u. S. 44.

4 Ferdinand Tönnies beschrieb das „gemeinschaftliche Leben“ als von den „warmen Impulsen des ‚Herzens‘“ dominiert, während die Gesellschaft dem „kalten Verstande“ folge. Die „weiche und warme“ Arbeit des Herzens war dabei weiblich, die kalte und berechnende Arbeit des Verstandes männlich konnotiert. Vgl. dazu Ferdinand Tönnies, *Gemeinschaft und Gesellschaft*, Berlin 1887, S. 139, S. 155 f., S. 172 f. u. S. 186–189.

Rückhaltlosigkeit“ würden großgeschrieben, „Affektwerte höchsten Grades“ spielten eine entscheidende Rolle bei der Konstitution und Aufrechterhaltung der Gemeinschaft. Dazu gehöre vor allem Liebe, die wiederum an Nähe gebunden sei und sich nicht zuletzt in der „Anhänglichkeit und Hingabe“ an einen verehrten Führer äußere.

Ganz ähnlich hatte es 1922 der Philosoph Herman Schmalenbach formuliert. Schmalenbach, sieben Jahre älter als Plessner, hatte als Lehrer an der reformpädagogischen Dürerschule in Hessen hautnahe Erfahrungen mit den dortigen jugendbewegten Ideen und Konzepten gesammelt. Mit Stefan George befreundet, den er als den „mächtigsten heutigen Menschenbinder und Führer zu neuer ‚Gemeinschaft‘“ verehrte, konnte er diesen Ideen und Praktiken viel abgewinnen. Anders als Plessner sah er darin jedoch nicht die „Daseinsweise“ der Gemeinschaft verwirklicht, sondern die des Bundes. Er werde getragen von „rauschhaften Gefühlswogen“, von „Strömen des Liebens (oder auch des Hassens) und gemeinsamen Begeisterungen“, die sich auf einen „Meister“ richteten und die Bundesgenossen einschlossen. Der Bund stehe in krasser Gegnerschaft zur Gesellschaft, die die Menschen zu „atomisierten, pulverisierten Individuen“ gemacht habe. Sie seien die „Systeme der ratio“, der „kühlen Distanziertheit“ leid und verlangten nach emotionaler Intensität und Verschmelzung. Diese fänden sie im Bund.⁵

Ob Bund oder Gemeinschaft, beiden war gemeinsam, dass sie sich als Antipoden der „Gesellschaft“ begriffen und deren angebliche Kälte durch wärmende Nahgefühle überwinden wollten. Schon die Romantik hatte mit diesem Gegensatz gespielt, und auch in der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts war er präsent. Dem kalten, mitleidlosen Blick des gewinnorientierten Kapitalisten stellte sie die schützende Nestwärme der sozialistischen Klassengemeinschaft gegenüber, deren Mitglieder einander brüderlich-solidarisch zugetan seien. Die bürgerlichen Reformbewegungen der Jahrhundertwende, zu denen auch die Jugendbewegung zählte, übten ihrerseits scharfe Kritik an der, in Plessners Paraphrase, „maßlosen Erkaltung der menschlichen Beziehungen durch maschinelle, geschäftliche, politische Abstraktionen“, versinnbildlicht in modernen großstädtischen Lebens- und Arbeitsformen.⁶

Das thermische Begriffspaar lebte im zwanzigsten Jahrhundert fort, in den nationalsozialistischen Elogen auf die rassistisch getönte organische Volksgemeinschaft, in der fürsorglich befriedeten, solidarischen „Gemeinschaft der

5 Herman Schmalenbach, Die soziologische Kategorie des Bundes, in: Die Dioskuren 1. 1922, S. 35 – 105, Zitate S. 42, S. 45, S. 73, S. 79 u. S. 103. Siehe auch Ulrich Raulff, Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, München 2009, insb. S. 210 f.

6 Plessner, Grenzen der Gemeinschaft, S. 26. Siehe dazu Eva Barlösius, Naturgemäße Lebensführung. Zur Geschichte der Lebensreform um die Jahrhundertwende, Frankfurt 1997; Diethart Kerbs u. Jürgen Reulecke (Hg.), Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880 – 1933, Wuppertal 1998; Michael Hau, The Cult of Health and Beauty in Germany. A Social History 1890 – 1930, Chicago 2003.

Werkstätigen“ des DDR-Sozialismus und im linksalternativen Milieu der Bundesrepublik.⁷ Immer ging es darum, sich eine als kalt, abweisend und dissoziierend empfundene Welt vom Leib zu halten und „Volksgenossen“, Werkstätige, Alternative in eine Wärme spendende, auf emotionale Nähe, Authentizität und Unmittelbarkeit gepolte Gemeinschaft einzubinden. Dass aber Nähe auch Probleme schuf, Gefühle instabil waren und Wärme erstickend wirken konnte, war kritischen Beobachtern wie Plessner sofort einsichtig. Obwohl sie einen klaren Blick für die Mängel und Nachteile der „Gesellschaft“ hatten, zogen sie sie der Gemeinschaft entschieden vor – vor allem deshalb, weil sie die Würde der und des Einzelnen vorgeblich besser zu schützen wusste.

II. Maske und Gesicht

Für Plessner bestand diese Würde darin, sich immer wieder frei und autonom für eine bestimmte Lebensform, Denk- und Fühlweise entscheiden zu können, ohne Übergriffe und Überwältigungen durch Dritte befürchten zu müssen. Daher legte er so viel Gewicht auf Abstandswahrung. Nur so sei es Menschen möglich, ihre Individualität und Unterschiedlichkeit auszubilden, anstatt im brüderlichen Einheitsbrei der Gemeinschaft unterzugehen. Unpersönlichkeit und Verhaltenheit anstelle von Intimität und Rückhaltlosigkeit machten das Ethos der Gesellschaft aus und seien „Sicherungsfaktoren menschlicher Würde“. Dazu gehöre auch „die Sehnsucht nach den Masken, hinter denen die Unmittelbarkeit verschwindet“.⁸

Masken stammen aus der Welt des Theaters und des Karnevals. Man verbirgt dahinter sein eigentliches Gesicht und spielt mit einer anderen Identität. Um 1800 warf das Bürgertum dem Adel vor, Masken zu tragen, um sein verräterisch-illusorisches Spiel zu treiben und über seine wahren Absichten hinwegzutäuschen. Auch hält die Maske andere bewusst auf Distanz und verhindert Nähe. Sie verhindert zudem, im Gesicht des Gegenübers zu lesen. Wer wie der Psychologe Paul Ekman aus dem Gesichtsausdruck auf die Gefühle und Intentionen der Menschen schließen will, tappt bei Maskierten im Ungewissen. Ekman hat aus der Fähigkeit, Gefühle im Gesicht und dessen

7 Heinz-Elmar Tenorth u. a., „Politisierung des Schulalltags in der DDR“. Skizzen und erste Ergebnisse eines Forschungsvorhabens, in: Heinz-Hermann Krüger u. Winfried Marotzki (Hg.), Pädagogik und Erziehungsalltag in der DDR. Zwischen Systemvorgabe und Pluralität, Opladen 1994, S. 209–232, hier S. 219 f.; Thomas Schmidt-Lux, Labor omnia vincit. Eine säkulare Gesellschaft als religiöse Gemeinschaft?, in: Michael Geyer u. Lucian Hölscher (Hg.), Die Gegenwart Gottes in der modernen Gesellschaft. Transzendenz und religiöse Vergemeinschaftung in Deutschland, Göttingen 2006, S. 404–430, hier S. 408–410; Sven Reichardt, Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und frühen achtziger Jahren, Berlin 2014, S. 186–200.

8 Plessner, Grenzen der Gemeinschaft, S. 37 f.

Muskulatur zu erkennen, ein lukratives Geschäft gemacht.⁹ Nicht nur die US-amerikanische Behörde für Heimatschutz versichert sich seiner Dienste, um unerwünschte Personen an der Grenze abzuweisen. Gefühle entziffern und daraus Schlüsse auf den Charakter und die Absichten der Person ziehen ist im 21. Jahrhundert in vielen Geschäftszweigen opportun geworden, in den Personalabteilungen von Unternehmen ebenso wie bei Versicherungsvertretern auf Kundefang.¹⁰ Man möchte Menschen nah kommen, um ihre innersten Empfindungen aufzuspüren und darauf einwirken zu können. Auch Freunde, Familienmitglieder und Therapeuten tun das, aber mit dem Unterschied, dass sie Menschen helfen wollen, anstatt sie manipulativ auszukundschaften. Mit Masken tut sich die hochmoderne westliche Gesellschaft deshalb schwer.

Seit den 1980er Jahren herrscht in der Bundesrepublik ein sogenanntes Vermummungsverbot. Es zielte auf gewalttätige Demonstranten ab, die ihr Gesicht hinter Schals und überdimensionalen Sonnenbrillen verbargen, um sich einer eventuellen Strafverfolgung zu entziehen. Zwar lässt sich die Identität einer Person auch durch DNA-Analysen oder Fingerabdrücke feststellen, einfacher und schneller jedoch funktioniert die Gesichtserkennung. Auch in den seit einem Jahrzehnt geführten Debatten um die Vollverschleierung muslimischer Frauen geht es vornehmlich um die Freigabe des Gesichts. Diesmal stehen nicht erkennungsdienstliche Gründe im Vordergrund, sondern die Sorge, den öffentlichen Raum als Ort freier bürgerschaftlicher Kommunikation und Begegnung zu beschädigen.

Die im Zeichen der Coronakrise verordnete Maskenpflicht setzt diese Regeln und Besorgnisse außer Kraft. Sie verhindert es, in den Gesichtern der Mitmenschen zu lesen, ihre Gefühle zu erkunden und freundliche oder feindliche Absichten zu erkennen. Nur die Augen, lange als Spiegel der Seele apostrophiert, geben noch Auskunft. Doch die Information ist komplizierter zu entschlüsseln; man muss sich ihr lernend annähern, zumal es, außer unter Liebenden, verpönt ist, jemandem direkt in die Augen zu schauen.

Dass viele mit der Maske fremdeln, ist auch kulturgeschichtlich nachvollziehbar. Was in asiatischen Ländern, wo Masken im öffentlichen Raum schon seit längerem in regem Gebrauch sind, offenbar leichter fällt, stößt hierzulande auf Abwehr. Denn Masken, tatsächliche oder eingebildete, signalisieren den Wunsch nach Distanz, Geheimhaltung, Verbergen, möglicherweise Täuschung. Freie Bürgerinnen und Bürger, so die seit dem späten 18. Jahrhundert propagierte Devise, bedürfen ihrer nicht, sie begegnen einander mit offenem Visier. Das schließt weder die von Plessner so geschätzten Geheimnisse aus noch die von ihm gleichfalls goutierte Diskretion und den taktvollen Umgang

9 Paul Ekman, *Gefühle lesen. Wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren*, Heidelberg 2010².

10 Daniel Goleman, *EQ. Emotionale Intelligenz* [1996], München 2019²⁹.

miteinander. Aber es vermindert Misstrauen und ist die Bedingung für Vertrauen.

III. Vertrauen, Vertrautheit, Fremdheit

Vertrauen und Vertrautheit, darauf hat schon Niklas Luhmann hingewiesen, teilen nicht nur die Wortwurzel, sondern verweisen auch aufeinander, ohne miteinander identisch zu sein. Vertrautheit richtet sich auf die Vergangenheit, Vertrauen in die Zukunft. Aber Vertrauen ist „nur in einer vertrauten Welt möglich“, die es zugleich transzendiert. Aus dieser vertrauten Welt beziehen Menschen ihre Anhaltspunkte und Vorerfahrungen, ohne die sie Vertrauen weder aufbringen noch schenken würden.¹¹ Auch der Fremdling wird auf diese Anhaltspunkte abgetastet, um herauszufinden, ob er Vertrauen verdient oder nicht. Dem völlig Fremden begegnen die meisten Menschen mit Vorbehalt. Aber sie können Brücken bauen, Distanz verringern, Nähe herstellen, indem sie nach Ähnlichkeiten suchen oder auf Markierungen zurückgreifen, die den Fremden lesbarer machen.

Bürgerinnen und Bürger moderner Gesellschaften lassen sich tagtäglich auf eine Fülle solcher Lektüren ein. Sie vertrauen Institutionen und Menschen. Das heißt nicht, dass sie ihresgleichen permanent um den Hals fallen und Nähe suchen, aber sie betrachten sie auch nicht als potenzielle Feinde oder Gegner. Das hat sich seit Ankunft des Coronavirus geändert. Wer infiziert ist, kann andere, denen er zu nah kommt, anstecken und gefährden. Vertrauen als Normalmodus hat ausgedient und macht einem ubiquitären Misstrauen Platz. Letzteres äußert sich in physischer Distanz, in der Vermeidung körperlicher Nähe. Die Grenzen zwischen denen, denen man traut, und denen, denen man nicht traut, werden so scharf und sichtbar wie selten zuvor gezogen. Mit Verwandten, zuweilen auch mit (Sports-)Freunden und Kollegen begeben sich Menschen auf Tuchfühlung. Von Fremden halten sie sich fern.

Zugleich wird das, was als fremd empfunden wird, neu ausbuchstabiert. Tribalistische Strukturen, die bislang von allgemeineren Interessen und Zuordnungen überdeckt waren, kommen ungeschminkt zum Vorschein. Zäune und Mauern werden hochgezogen: zwischen Einheimischen und Fremden, Ost- und Westdeutschen, Alten und Jungen, auch zwischen sozialen Schichten.

Als das Land Schleswig-Holstein im März 2020 ein Einreiseverbot für Zweitwohnungsbesitzer und Touristen verhängte, brachen die Konflikte auf. Holsteiner sekundierten: „Feringäste zur Zeit unerwünscht! ... Autokennzeichen aufschreiben und anzeigen!“ Die Gäste fühlten sich gedemütigt und konterten: „Was für eine Gesellschaft, es ist widerlich. Um Virusprävention

11 Niklas Luhmann, Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, Stuttgart 2000⁴, S. 23 f.

geht es dabei doch schon längst nicht mehr.“ Worum dann? Ein Einheimischer brachte es auf den Begriff: „Da kriecht die Politik den Neureichen schon wieder in den Hintern. Ich kann es nicht fassen“, kommentierte er die Entschuldigung des Kieler Ministerpräsidenten bei Touristen, die persönlich angefeindet und denunziert worden waren. Als neureich galten vorzugsweise Hamburger, die Ferienwohnungen auf den nordfriesischen Inseln besaßen und unter den Einheimischen offenbar Ressentiments und Neidgefühle geweckt hatten. Der Schlachtruf „Raus aus Schleswig-Holstein“, vermutete ein Kommentator, sitze „tiefer und gärt wahrscheinlich schon länger“.¹²

Ähnliche Vorkommnisse gab es in Brandenburg, wo ein Landrat seinen Landkreis für alle schloss, die dort nicht mit Hauptwohnsitz gemeldet waren. Das betraf vor allem Berliner; viele wehrten sich gegen die „Diskriminierung“ und fanden sie „unsolidarisch“. Sie warfen dem Landrat vor, „an die niedrigsten Instinkte“ zu appellieren: „Die Gefahr, das sind immer die Anderen.“ Einheimische hingegen stellten sich hinter die Entscheidung und begrüßten es, wenn die „Lustreisen“ zu den Zweitwohnsitzen nicht mehr stattfänden: „Dass die Völkerwanderung ausbleibt, das unterstütze ich.“ Das wiederum ärgerte die Berliner. Sie verwahrten sich dagegen, als „lustwandelnde Neureiche Ego-Schnösel“ hingestellt zu werden, und betonten, dass sie mit ihren Steuern auch die Infrastruktur vor Ort mitfinanzierten: „Wir sind ein Land und so sollten wir uns auch benehmen.“¹³

Am aggressivsten ging es in Mecklenburg-Vorpommern zu. Auch hier waren Touristen und Zweitwohnungsbesitzer nicht mehr willkommen, worauf manche Einheimische mit Nachdruck und Vehemenz aufmerksam machten. Ein entsprechender Artikel im Berliner *Tagesspiegel* trat eine Welle emotional aufgeladener Kommentare los.¹⁴ Viele beschwerten sich über das Ausmaß der Denunziationen und Fremdenfeindlichkeit. „Maß und Mitte gehen hier komplett verloren! Ich bekomme langsam Angst. Aber nicht vor dem Virus...“. Schnell mischten sich Ost-West-Ressentiments in die Debatte.

- 12 O. A., Coronavirus. Inseln in Schleswig-Holstein abgeriegelt, in: NDR, 15.3.2020, <https://www.ndr.de/nachrichten/schleswig-holstein/Coronavirus-Inseln-in-Schleswig-Holstein-abgeriegelt,corona766.html>; o. A., Besitzer von Zweitwohnungen dürfen bleiben, in: NDR, 23.3.2020, <https://www.ndr.de/nachrichten/schleswig-holstein/coronavirus/Coronavirus-in-SH-Zweitwohnungsbesitzer-duerfen-bleiben,zweitwohnung104.html>.
- 13 Rbb24, Corona-Pandemie. Ostprignitz-Ruppin schränkt Reisen in den Landkreis stark ein, 26.3.2020, <https://www.rbb24.de/wirtschaft/thema/2020/coronavirus/beitraege/tourismus-reisen-ausfluege-verbot-ostprignitz-ruppin.html>; Rbb24, Nach Gerichtsentcheid. Ostprignitz-Ruppin hebt Einreiseverbot auf, 8.4.2020, https://www.rbb24.de/politik/thema/2020/coronavirus/beitraege_neu/2020/04/ostprignitz-ruppin-einreiseverbot-ueberpruefung-ostern.html.
- 14 Felix Hackenbruch u. Kai Müller, Touristen verboten. So vergiftet das Coronavirus die Atmosphäre in deutschen Urlaubsgebieten, in: Der Tagesspiegel, 2.4.2020, <https://www.tagesspiegel.de/themen/reportage/touristen-verboten-so-vergiftet-das-coronavirus-die-atmosphaere-in-deutschen-urlaubsgebieten/25706758.html>. Vgl. dazu auch den Beitrag von Heike Drotbohm und Sven Reichardt in diesem Heft.

Manche sahen „Blockwarte der Sorte Horch und Guck“ am Werk und beklagten die Fortdauer „alter DDR-Zeiten“: „Da war denunzieren eine positive Tugend.“ Andere empörten sich über „Sozialneid“ und fanden es „unglaublich, wie hier mit Menschen umgesprungen wird, ohne deren Geld es in manchen Ecken in M-V ziemlich erbärmlich aussehen würde“.

Umgekehrt wetterte man gegen die elitären „Dauerwessis aka Großstädter“, die rücksichtslos auf ihre Privilegien pochten und sich nicht an allgemeine Regeln halten wollten. Vor Ort habe man schließlich „in den letzten 30 Jahren erlebt wie die Wirtschaft und auch das Gesundheitssystem in der Region ruiniert wurde und jetzt kommen die ‚BesserWessis‘ und ‚Berliner‘ an und verschärfen die Situation“. Um die Stimmung zu retten, startete der Tourismusverband des Landes zu Pfingsten 2020 eine pikanterweise aus dem Struktur- und Investitionsfonds der EU geförderte Kampagne: „Sei dabei. Zeig Herz. Wir sind Urlaubsland.“ „Zusammenhang, Respekt und Toleranz“, hieß es, seien „heute wichtiger denn je“. Alle seien aufgefordert, Gästen mit „Offenheit und Freundlichkeit“ zu begegnen.¹⁵ Offenbar bedurfte es solcher Mahnungen. Auch ohne EU-Gäste, die aufgrund der umgehend geschlossenen Grenzen ohnehin nicht hätten einreisen dürfen, war zu befürchten, dass Touristen aus anderen Bundesländern das ungastliche Urlaubsland fortan meiden würden.

IV. „So schnell fallen in der Krise eben die Masken“

Dieser Kommentar eines „Veloberliners“ von Anfang April 2020 brachte es auf den Punkt. Der heimliche Groll, das Ressentiment, das Misstrauen waren zweifellos älter als die Krise, schufen sich aber erst unter Krisenbedingungen öffentlichen Raum. Der Appell der Kanzlerin, Solidarität, Vernunft und „unser Herz für einander“ sprechen zu lassen, goss bei vielen Bürgerinnen und Bürgern Öl ins Feuer.¹⁶ Warum sollten sie ein Herz für die haben, die sich um ihre Mitmenschen angeblich nicht sorgten und nur die eigenen Interessen verfolgten? Solidarität beschränkte sich auf die, die einem nah waren und die man kannte; die gefühlten Distanzen wurden größer statt kleiner. Das physische Abstandsgebot erweiterte sich zu einem sozialen, alte Frontlinien brachen auf. Bei der in unsicherer Lage zentralen Frage, wer vertrauens- und solidaritätswürdig war, griff man auf vertraute Klassifikationen und Grenzbeziehungen zurück und fügte ihnen ein paar neue hinzu. Das anfängliche Gefühl, im gleichen Boot zu sitzen und es gemeinsam in ruhigeres Wasser

15 Tourismusverband Mecklenburg-Vorpommern e.V., Sei dabei. Zeig Herz, o. D., <https://www.wirsindurlaubsland.de/sei-dabei-zeig-herz>.

16 Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, Coronavirus in Deutschland. Merkel ruft zu Solidarität auf, 11.3.2020, <https://www.bundeskanzlerin.de/bkin-de/aktuelles/merkel-zu-corona-1729780>.

navigieren zu müssen, wickelt sich eine Mischung aus Unduldsamkeit und Misstrauen, Verdächtigungen und Anpöbeleien. Gemeinschaft triumphierte über Gesellschaft, Dorf über Stadt, Erstwohnsitz über Zweitwohnsitz.

Das stellt zentrale Signaturen der Moderne infrage und baut sie zurück. Dazu zählen soziale Dynamik und die Durchlässigkeit der Gesellschaft ebenso wie räumliche Mobilität. Historisch und systematisch haben sich parochiale Identitäten in dem Maße abgeschwächt, wie Menschen sich in Bewegung setzen, ihren Geburtsort, möglicherweise sogar ihr Land verlassen und sich anderswo eine neue Existenz mit neuen Zugehörigkeiten aufbauen. Parallel dazu verringert sich die Bedeutung gesichts- und ortsabhängiger Kommunikation. Menschen verständigen sich nicht mehr ausschließlich über und durch mündlich verbreitete Informationen und Gerüchte im lokalen Raum, sondern greifen zu schriftlichen, gedruckten, überlokalen Kommunikationsmedien. Die Kommunikation unter Abwesenden tritt neben die unter Anwesenden und wird zunehmend wichtiger.¹⁷ Zugespielt zeigt sich das in der digitalen Revolution des frühen 21. Jahrhunderts. Mittlerweile nutzt die große Mehrheit der Bevölkerung, mehr oder weniger extensiv, soziale Medien und Internetplattformen, auf denen Menschen ohne jeglichen Körperkontakt und physische Nähe *online* miteinander teilen und tauschen. Seit es Facebook und Instagram gibt, ist die Zahl der Freundschaften exponentiell gewachsen, es reicht ein Mausklick, um sich zu „befreunden“.

Dass es mit solchen Freundschaften meist nicht weit her ist, schwante den Nutzern und Nutzerinnen schon seit längerem. Zu einer vertrauensvoll-verbindlichen Freundschaftskommunikation gehören offenbar doch physische Nähe und *offline*-Wärme. Auch kollegiale und Geschäftsbeziehungen funktionieren in entscheidenden Situationen nicht ohne körperliche Präsenz. Geschriebenes kann die gesprochene und leibhaftig formulierte Sprache einschließlich ihrer mimisch-gestisch-stimmlichen Ausdrucksformen in ihrem ungleich komplexeren Informationsgehalt nicht ersetzen. Telefon und FaceTime helfen, Entfernungen zu überbrücken, heben aber zugleich die Distanz unmissverständlich ins Bewusstsein. Der Corona-bedingte Lockdown lässt das vollends deutlich werden. Selbst technisch perfekte Videochats, bei denen das Gegenüber sichtbar ist, fühlen sich anders an als analoge Gespräche im gleichen Raum.

Das zu erfahren und unter der Haut zu spüren, trägt zweifellos dazu bei, den eigenen Umgang mit Nähe und Distanz bewusster und sorgfältiger zu gestalten. Auf so manches Küsschen wird man in Zukunft gern und ohne

17 Rudolf Schlögl, Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit, in: GG 34. 2008, S. 155–224; ders., Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit, Konstanz 2014; siehe auch ders. in diesem Heft sowie Moritz Föllmer (Hg.), Sehnsucht nach Nähe. Interpersonale Kommunikation in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert, Stuttgart 2004.

Einbußen verzichten wollen. Umso wichtiger ist es, sich über das gewünschte Minimum körperlicher Nähe und direkter, gesichtsabhängiger Kommunikation neu zu verständigen. Es ist keine absolute Größe, verändert sich in Zeit und Raum, wird je nach sozialer Situation und Herkunft anders definiert. Es sieht in Amtsstuben und Bürgerbüros anders aus als im Schwimmbad oder Tennisclub, unter Freunden, Nachbarn und Arbeitskollegen anders als unter Personen, die beim Einkaufen zufällig und absichtslos aufeinander treffen.

So notwendig die flächendeckende Neujustierung des Nähe-Distanz-Verhältnisses ist, so viel ist daraus für das subjektive und gesellschaftliche Wohlbefinden zu gewinnen. Das Gebot physischer Abstandswahrung, das aller Voraussicht nach noch länger gelten wird, kann die Kultur des sozialen Umgangs verfeinern und beleben. Das Spiel der Gesellschaft, von dem Plessner so angetan war, lädt zu Variation, Kreativität und Raffinement ein. Die vorgebliche Eindeutigkeit einer intimen Geste wie des Begrüßungs- und Abschiedsküssens lässt sich durch distanziertere und damit deutungsoffenerer Zeichensprachen ersetzen. Von anderen Kulturen, vor allem im asiatischen Raum, kann man sich da einiges abgucken und es an hiesige Verhältnisse anpassen.

Auch diachrones Lernen ist möglich und sinnvoll. Man muss nicht gleich zu sämtlichen Gespreiztheiten früherer Umgangsformen zurückkehren und kann sich davon animieren lassen, über Gewinne und Verluste, Vor- und Nachteile der Abstandswahrung anschaulich nachzudenken. Wer in einem um 1900 gedruckten Handbuch des guten Tons blättert, dem erschließt sich eine teils skurrile, teils faszinierende Welt feiner Unterschiede. Allein das richtige Grüßen ist dem Verfasser 14 Seiten wert und über die Bedeutung der Blumensprache lässt er sich auf immerhin fünf Seiten aus – wohl wissend, dass andere darüber ganze Bücher veröffentlicht haben. Immer geht es dabei um Abstufungen sozialer Nähe und Ferne, um die „stumme Sprache“ von Gebärden, Mimik und Objekten. Das „Handreichen“ beispielsweise sei, wie in Norddeutschland üblich, als „eine Sprache des Gefühls“ und als „ein Zeichen näherer Bekanntschaft, Freundschaft und Verwandtschaft“ zu betrachten. Ersatzweise kennt der Ratgeber eine Fülle von Grußformen, die ohne Händedruck auskommen und Aufmerksamkeit sorgfältig dosieren, von der leisen Neigung des Hauptes zur tiefen Verbeugung, von der „freundlich winkenden Miene“ zur geflissentlichen Nichtbeachtung. Die Botschaften, die von den vielfältigen Formen des Hutlüftens und -abnehmens ausgesandt werden, sprechen Bände.¹⁸

Diese „stumme Sprache“ mit ihren diversen emotionalen Abstufungen und sozialen Differenzierungen ist der Informalisierung gesellschaftlicher Beziehungen im Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts zum Opfer gefallen, ihre

18 Franz Ebhardt (Hg.), *Der gute Ton in allen Lebenslagen*, Leipzig 1896¹³, S. 191–195 (über Blumengeschenke) u. S. 284–297 (über das Grüßen).

Komplexität würde heutige Zeitgenossen kognitiv überfordern. Dennoch böte sie Anregungen, wie Nähe und Distanz, Kühle und Wärme, Zu- und Abwendung mit und ohne Maske diskret, taktvoll und variantenreich in Zeiten der Pandemie funktionieren könnten. Das betrifft das Verhalten unter nahestehenden Personen ebenso wie die Beziehungen zu Fernerstehenden. Es betrifft eine Gesellschaft, deren Binnenkommunikation unter Druck geraten ist und deren Risse durch Solidaritätsappelle nicht zu kitten sind. Herz zu zeigen, wie es der Rostocker Tourismusverband anmahnt, reicht nicht aus. Die Sprache des Herzens, auf die sich frühere Generationen sehr viel besser verstanden, muss erst wieder neu erfunden und gelernt werden, um Wärme und Nähe in rücksichts- und verantwortungsvoller Distanz ausdrücken zu können.¹⁹

Prof. Dr. Ute Frevert, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung,
Lentzeallee 94, 14195 Berlin
E-Mail: frevert@mpib-berlin.mpg.de

19 Siehe dazu auch Benno Gammerl, *Gefühlte Entfernungen*, in: Ute Frevert u. a. (Hg.), *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*, Frankfurt 2011, S. 179–200.

Corona in Interaktion

Zum Verhältnis von Anwesenheit und Körpern in moderner Gesellschaft

von Rudolf Schlögl*

Corona in Interactive Communication. The Relationship of Presence and Bodies in Modern Societies

This article uses the current corona pandemic to discuss the importance of face-to-face communication for the structural formation of modern society. It argues that interactive communication takes many different forms and plays a much larger role in modern society than usually assumed in empiricism and in the theoretical literature. Social systems do not always refer to physical bodies, even if they are present, meaning their role is often overemphasized. Consequently, the article argues that reactions to the pandemic should be discussed in systemic terms. Furthermore, it suggests that the consequences of the corona pandemic can shed light on the relationship between functional systems and organizations, as well as the importance of time and the risks of political decisions.

Ähnlich wie in der sogenannten Flüchtlingskrise seit 2015 hat die öffentliche Diskussion über COVID-19 großes Erstaunen darüber bezeugt, wie fundamental die von der Pandemie verursachten Störungen sind. Sie werden derzeit in Sterberaten, Infektionsquoten, den Kursbewegungen an den Aktienmärkten und Umsatzausfällen gemessen, aber kaum in ihrer sozialen Logik thematisiert. Dazu soll hier ein Beitrag geleistet werden, der sich mit der Bedeutung des Körpers und von Interaktionskommunikation für die Strukturbildung moderner Gesellschaften beschäftigt.¹

Bis an die Schwelle zur Moderne reproduzierten sich Gesellschaften überwiegend in Interaktionskommunikation. Zwar gab es Distanzmedien wie Schrift und Druck, aber sie wurden hauptsächlich als Medien der Speicherung und Aufbewahrung genutzt und auch, um Kommunikation unter Anwesenden zu reglementieren. Gleichzeitig lief in der europäischen Frühneuzeit ein Umgestaltungsprozess, der gesellschaftliche Strukturbildung in großem Maßstab von Interaktion unabhängig machte und dort, wo sie weiterhin im Zentrum

* Paul Nolte und Ute Frevert haben den Text genau gelesen und viele Vorschläge für seine Überarbeitung und Verbesserung gemacht. Ich danke beiden sehr!

1 Ich folge darin einem kommunikations- und systemtheoretischen Beschreibungsmodell. Zur Orientierung siehe Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt 1994²; ders., *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bde., Frankfurt 1997; André Kieserling, *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*, Frankfurt 1999.skri

stand, dafür sorgte, dass sie sich in ihrem Vollzug und in ihrer Funktion für Gesellschaft stark veränderte.² Um die Zusammenhänge zwischen Interaktion und gesellschaftlicher Strukturbildung genauer und systematischer beobachten zu können, empfiehlt es sich in einem ersten Schritt, nicht nur zwischen Interaktion und medienvermittelter Kommunikation zu unterscheiden, sondern auch unterschiedliche Typen von sozialen Systemen in den Blick zu nehmen. In einem zweiten Schritt werden Inklusionsmechanismen thematisiert, bevor es drittens um die Störungen durch COVID-19 gehen soll. Den Schluss bilden einige darüber hinausgehende Beobachtungen.

I. Interaktion in sozialen Systemen

Soziale Systeme stabilisieren sich gegenüber einer Umwelt, in der tendenziell alles möglich ist, indem sie für sich nur noch bestimmte Operationen und Verknüpfungen vorsehen. Die Einschränkungen betreffen das Soziale, das Sachliche und die Zeit. Kommunikation strukturiert sich in Interaktion sachlich über Themen und Beiträge, die nicht unbedingt einen definierten Sachbezug haben müssen. Deshalb können auch „schräge“ Äußerungen Anschluss finden, was dazu führt, dass Kommunikation thematisch mäandert und sich häufig unversehens auf einem ganz anderen Feld wiederfindet. Solange sich unter den Beteiligten niemand dadurch gestört fühlt, schadet das auch nichts. Wenn sich Anwesenheit und Themen freilich signifikant ändern, wird auch das System ein anderes.

Ein weiteres wesentliches Merkmal von Interaktionskommunikation ist, dass man sich nicht nur hört, sondern auch mit den anderen Sinnen wahrnimmt.³ Weil das Bewusstsein im Medium des Sinns operiert, werden alle diese sinnlichen Wahrnehmungen auf die Differenz von Möglichkeit und Wirklichkeit hin beobachtet und können so mit den sprachlich gefassten Beiträgen verrechnet werden. Der ganze Körper wird auf diese Weise über Haltung, Mimik bis hin zum Geruch zu einem Medium der Mitteilung, das übrigens umso intensiver arbeitet, je näher man sich ist.

Einen sehr viel anspruchsvolleren Typus der Systembildung stellen Organisationen dar. Das sieht man schon daran, dass es sehr lange dauerte, bis die europäischen Gesellschaften nicht nur über Korporationen verfügten, sondern

2 Was hier und nachfolgend zur Gesellschaft der Frühen Neuzeit ausgeführt wird, geht auf eigene Studien zurück: Rudolf Schlögl, *Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit*, Konstanz 2014; eine umfangreiche kommunikations- und medientheoretisch gearbeitete Geschichte der vormodernen Gesellschaft ist in Vorbereitung. Zur Transformation am Ende des 18. Jahrhunderts vgl. Albrecht Koschorke, *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*, München 1999.

3 Jens Loenhoff, *Die kommunikative Funktion der Sinne. Theoretische Studien zum Verhältnis von Kommunikation, Wahrnehmung und Bewegung*, Konstanz 2001.

auch über Einrichtungen wie Unternehmen oder Schulen. Sehr allgemein kann man Organisationen als Sozialsysteme charakterisieren, die sich über die Lösung von in ihrer Umwelt identifizierbaren Problemlagen schließen und sich im Bezug auf diese Problemlösungen operativ reproduzieren.⁴ Diese Prozesse sind in Einzelschritte zerlegt, denen (Personal-)Stellen zugewiesen sind, mit denen sich Skripte verbinden, sodass eine Organisation ihre Mitglieder auch austauschen kann, ohne eine andere zu werden.

Nicht alle Kommunikation in Organisationen bezieht sich auf die Reproduktion des Sozialsystems. Es wird auch über andere Belange – etwa die der Mitglieder – kommuniziert.⁵ Beide Formen unterscheiden sich grundlegend, auch wenn es Übergänge und Wechselwirkungen gibt. Werden sie zu massiv und augenfällig, greift die Organisation meist ein. Der größte Teil der systemrelevanten Kommunikation ist daher in Organisationen streng sachbezogen und auch, was die Beteiligten anbelangt, genau vorgeschrieben. Deswegen kehrt sich hier das für Interaktion typische Verhältnis von Beiträgen und Themen um. In den Treffen bestimmen nicht die Beiträge das Thema, sondern das Thema bestimmt die Beiträge. Diese Voten in den Meetings sind nicht auf eigene Interessen oder Befindlichkeiten auszurichten, sondern an der Rationalität des Umweltbezugs, dem die Organisation folgt. Daher wird in Organisationen auch der Körperbezug von organisationsbezogener Interaktion stark abgedimmt. Man muss kooperieren, auch wenn man sich nicht riechen kann. Wegen der oben schon angesprochenen Indirektheit der Körperkommunikation tun sich hier allerdings Grauzonen auf, die kaum zu regulieren sind. Smarte Formen der Organisation beuten freilich auch Interaktion für sich aus.

Nach Interaktionssystemen und Organisationen kann man noch nach der Bedeutung von Anwesenheitskommunikation für Gesellschaft fragen. Seit dem 18. Jahrhundert hat sich Funktion als Modus primärer Differenzierung gegen Hierarchie durchgesetzt. Funktionsbezogene Systeme wie Wirtschaft, Politik, Religion differenzieren sich ebenfalls über einen Problembezug (Knappheit, allgemeinverbindliche Entscheidungen und so weiter), sichern diesen Problembezug aber nicht wie Organisationen über Organigramme ab, sondern über symbolisch generalisierte Erfolgsmedien. Geld sorgt in der Ökonomie dafür, dass Zahlungen auf Zahlungen folgen; Machtpositionen sichern, dass gesellschaftsweit relevante Entscheidungen getroffen werden können. Corona führt gerade das sehr eindrücklich vor Augen. Eine ganze Reihe dieser symbolisch generalisierten Erfolgsmedien sind in einer Weise

4 Niklas Luhmann, *Organisation und Entscheidung*, Opladen 2000; Dirk Baecker, *Organisation als System*, Frankfurt 1999. Der Vorschlag Bruno Latours, das Organisieren schon mit einer Verabredung von Peter und Paul beginnen zu lassen, erklärt daher gerade nichts für die Existenzweisen moderner Menschen. Bruno Latour, *An Inquiry into the Modes of Existence. An Anthropology of the Moderns*, Cambridge, MA 2013, S. 381 – 410.

5 Kieserling, *Kommunikation unter Anwesenden*, S. 335 – 390.

virtuell symbolisiert, dass sie auf Anwesenheit und Interaktionskommunikation weitgehend verzichten können. Geld ist so ein Fall. Andere Funktionssysteme brauchen mehr Anwesenheit. Religion braucht die Versammlung, Erziehung das Klassenzimmer, Recht den Gerichtssaal, das Gesundheitswesen Behandlungszimmer und Krankenhäuser, Familie die Wohnung und Intimität die Nähe der sich stimulierenden Körper. Das meiste davon spielt sich in Organisationen ab, in denen die funktionssystemspezifischen Problemlagen kleingearbeitet werden. Das heißt dann freilich auch, dass es sich – bis auf Ausnahmen – um eine Interaktion handelt, der Organisation die Form vorgibt.

II. Inklusion / Exklusion

Wir wollen nach diesen Beobachtungen zur Kommunikation unter Anwesenden die Frage noch einmal andersherum stellen und sie auf das Verhältnis von sozialen Systemen und Personen ausrichten. Personen werden in sozialen Systemen zu Adressaten von Kommunikation und damit auch zu Kreuzungspunkten, an denen Erwartungen auf die Möglichkeit treffen, ihnen zu entsprechen oder sie zu enttäuschen. In den Beobachtungen zur Anwesenheitskommunikation war schon festgehalten, dass der Körper in diesen Zurechnungsprozessen gelegentlich neutralisiert wird, oft aber auch eine prominente Sonderrolle spielt. Das legt es nahe, ihn mindestens zweidimensional zu denken und von der körperlichen Präsenz die laufenden Operationen des Bewusstseins zu unterscheiden, wie soziale Systeme das auch tun.

In vormoderner Kommunikation kam es zunächst auf den Körper an. Der Körper repräsentierte die Person, wie insbesondere in der Tortur, der Hinrichtung und der Vernichtung von Körpern als Zeichen totaler Exklusion von Verbrecherinnen und Verbrechern deutlich wurde. Aber schon im 16. Jahrhundert begann die zielstrebige Regulierung und Kontrolle von Körperreaktionen, um komplexere Sozialsysteme bauen zu können. Die Studien von Norbert Elias zum Prozess der Zivilisation und zur höfischen Gesellschaft bringen erdrückend viel Material zur These bei, dass der Körper zu einem Störfaktor im Prozess der Vergesellschaftung wurde.⁶ Das gilt übrigens auch für die frühneuzeitliche Familie. Der Diskurs und die Sozialgeschichte sind eindeutig. Nicht die Schönheit der Frau ist gefragt, sondern

6 Norbert Elias, *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2 Bde., Frankfurt 1977. Die von Hans Peter Duerr formulierte Kritik dokumentiert im Wesentlichen ein Missverständnis, das auf dem Unterschied zwischen Fächern beruht. Während der Soziologe psychogenetische Untersuchungen auf soziogenetische bezieht, kommt der Ethnologe ohne Strukturgeschichte aus und entdeckt dann angebliche anthropologische Universalien (ohne dass ihm die Differenz der Herangehensweisen klar zu sein scheint). Hans Peter Duerr, *Intimität. Der Mythos vom Zivilisationsprozess*, Frankfurt 1990.